

<b>Zeitschrift:</b>	Beiträge zur nordischen Philologie
<b>Herausgeber:</b>	Schweizerische Gesellschaft für Skandinavische Studien
<b>Band:</b>	36 (2003)
<b>Artikel:</b>	Der kontingente Text : zur schwedischen Poetik in der Frühen Neuzeit
<b>Autor:</b>	Sabel, Barbara
<b>Kapitel:</b>	Einleitung
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-858229">https://doi.org/10.5169/seals-858229</a>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 09.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Einleitung

*Jeder Text fängt an, beginnt, und – ist.  
Er fängt an und ist nicht, wo er angefangen hat:  
das ist alles, was sich sagen lässt.  
Er ist nicht, was vor ihm ist.<sup>1</sup>*

Das vorliegende Buch *Der kontingente Text* hat eine lange, wechselvolle und keineswegs widerspruchsfreie Geschichte hinter sich. Seine Anfänge gehen auf eine Seminararbeit an der Universität Tübingen zurück, in der ich mich erstmals mit der schwedischen Poetik in der frühen Neuzeit beschäftigte. Dieses Thema betreffende Quellentexte<sup>2</sup> fanden sich zu Beginn der 1990er Jahre nur sehr vereinzelt und in älteren Darstellungen dokumentiert und gedeutet; keiner war als Neuausgabe greifbar. Gegenstand eingehender literaturwissenschaftlicher Analysen bildete gar nur ein einziger poetologischer Text, Andreas Arvidis *Manuductio ad poesin svecanam*, auf die ich selbst noch ausführlich zu sprechen kommen werde.

Zwei weitere schwedische Quellen tauchten in den damals vorliegenden Untersuchungen meist resp. ausschließlich in Nebensätzen auf: Petrus Lagerlöfs Vorlesung *Inledning till det Svenska Poeteriet* als Zeugin für den späten schwedischen Übergang vom quantifizierenden zum akzentuierenden Metrum und Lars Fornelius' lateinische *Poetica tripartita* – als Zeugin dafür, daß es 1631 in Schweden noch keine muttersprachliche Lehre von der muttersprachlichen Dichtung gab. Das frühere Forschungsinteresse an der schwedischen Poetik galt, wie ich schnell herausfand, deren Mängeln gemessen an Maßstäben der kontinentaleuropäischen Poetik. Beispielsweise geht es in den ersten Studien zu Arvidis *Manuductio* nur um Einflußnachweise; der Text wird verglichen mit früheren Dichtungslehrern aus dem Kreis der dänischen Poetiker und der deutschen Fruchtbringenden Gesellschaft. Da sich in ihm wortwörtliche Übersetzungen aus diesen Vorlagen finden lassen, wurde er für 'nicht original' befunden.

Weder mit der mageren Quellenlage noch mit der in meinen Augen einseitig entwertenden Unterscheidung zwischen originalen und epigonalen Texten konnte ich mich arrangieren. Mein erster Vorsatz für die Seminararbeit war deshalb ein materialmäßiger und lautete, alle bisher unbekannten, in öffentlichen und privaten Archiven vergessenen schwedischen Poetiken des 17. und 18. Jahrhunderts aufzuspüren, was ich mit Hilfe von Isak Collijns Bibliographie,<sup>3</sup> Katalogrecherchen, dem Studium der Fachliteratur und umfangreichen interbibliothekarischen Leihvorgängen

<sup>1</sup> Schällibaum, Urs. Alles sagen. Anfang und Horizont philosophischer Texte. *Verflechtungen. Die Textlichkeit des Originären. Aufsätze zur Philosophie für Jean-Pierre Schobinger*. Hg. Jean-Claude Höfliger. Zürich: Howeg, o.J. [1997]. 98-128: 98.

<sup>2</sup> Wie die skandinavischen Literaturen zwischen Mittelalter und Aufklärung insgesamt.

<sup>3</sup> Vgl. Collijn, Isak. *Sveriges bibliografi 1600-talet. Bidrag till en bibliografisk förteckning*. Uppsala: Svenska litteratursällskapet, 1942-46. 2 Bde.

an die Hand nahm. Mein zweiter, inhaltsmäßiger Vorsatz lautete, die Gesamtheit der so zu Tage geförderten schwedischen Poetiken in einen komparatistischen Zusammenhang mit der Geschichte der westlichen Poetik überhaupt (!) zu setzen. Dann, so meine damalige Erwartung, würden sich nicht nur bisher ungeahnte geistige Verbindungslien zwischen Schweden und der restlichen westlichen Welt herausprofilieren. Es wäre darüberhinaus auch ein Einfaches, in den schwedischen Poetiken die eigenständigen, nicht von irgendwo sonst herstammenden Passagen zu finden, die die ältere Forschung eines Besseren belehren würden. Auf dem Weg zu diesem Ziel unternahm ich Streifzüge in der volkssprachlichen Poetik Europas, ging auch über den nordgermanischen Kreis hinaus zu elisabethanischen Dichtungslehren, Dante, Aristoteles, Horaz u.a.

Das alles kostete einige Zeit. Die Arbeit war in meiner Vorstellung inzwischen von einem Seminar- zu einem Magisterprojekt angewachsen. Doch um eine lange Geschichte kurz zu machen: ich scheiterte sowohl mit meinem ersten wie auch mit meinem zweiten Vorhaben. Am Ende meiner Materialrecherchen hatte ich zwar zahlreiche hochspannende, noch nie untersuchte frühneuzeitliche schwedische Texte zusammengetragen – lateinische Dissertationen zur Rhetorik aus dem frühen 17. Jahrhundert, diverse lexikographische und grammatologische Lehrbücher, historiographische Texte. Das Feld der Dichtung berührten diese aber nicht, so daß nach wie vor die drei bis vier mir bereits bekannten poetologischen schwedischen Quellen alleine dastanden. Und was den inhaltlichen Vorsatz angeht, so fand ich in Arvidis *Manuductio* wie schon andere vor mir eine Menge Opitz, eine Menge Ravn, etwas Zesen und ein bißchen Harsdörffer; was an Sentenzen von Scaliger, Horaz und Aristoteles auch bei Arvidi zu lesen war, hatte dieser wohl eher von den genannten nordgermanischen Vorlagen übernommen. Überraschende neue poetologische Konzeptionen ließen sich in der *Manuductio* nicht finden. Auch meinen Wunsch nach einer authentischen, oder wie ich es später nennen werde, originären schwedischen Poetik sah ich also enttäuscht. Ich beschränkte mich für den Seminarschein auf einen Vergleich von Arvidis Text mit seinen Vorlagen und schloß mein Studium mit einer Magisterarbeit zu Ibsen ab.

Doch auch in den nächsten Jahren, ich war inzwischen Assistentin in Zürich, hielten die Begriffe Frühneuzeit und Poetik mir (und ich ihnen) die Treue. An verschiedenen Orten und durch verschiedene Lehrerinnen und Lehrer kam ich mit neueren Texttheorien in Berührung, die meinen Blick auf das Thema veränderten. Bald sah ich ein, daß es eines anderen als rezeptionsgeschichtlichen Fokus bedurfte, um die schwedische Poetik als Forschungssujet zu legitimieren, wie auch, daß mehr als die drei in den engen Gattungsgrenzen der Poetik versammelten Texte die Untersuchungsbasis bilden mußten. Es wurde mir des weiteren klar, daß in meinem ersten Testlauf mit dem Thema bestimmte Grundannahmen die Erhebung und Evaluation der Daten geleitet hatten, welche ich aus der Poetikforschung<sup>4</sup> und überhaupt der mir

---

<sup>4</sup> Ich beziehe mich hier u.a. auf folgende poetologiegeschichtlichen Artikel und Handbuchtexte:

während meines Studiums zugänglichen Literaturwissenschaft hatte. Diese Grundannahmen verstellten mehr Phänomene in den Quellentexten als sie enthüllten, weil sie normativ und letztlich mythisch waren. Ich möchte das im folgenden ausführen.

Die wichtigste normativ-mythische Fußangel im poetologiegeschichtlichen Diskurs schien mir und scheint mir die Dichotomie ‘original-epigonal’ zu sein und der dahinterliegende Mythos vom ‘originären’ Text als allen anderen Texten vorausgehender, selbst voraussetzungsloser und deshalb autoritativer Text. In der späteren Phase meiner Dissertation beschäftigte ich mich v.a. mit neueren literaturtheoretischen und sprachphilosophischen Überlegungen, die die in der westlichen Welt latente Sehnsucht nach dem originären Text auf ihre Voraussetzungen und Folgeerscheinungen hin analysieren. Als Folge dieser theoretischen Lektüren, die ich wo möglich in meine Interpretationen habe einfließen lassen,<sup>5</sup> rückte für mich der Mythos des Originären in bezug auf die schwedische Poetik der Frühneuzeit zu einer Leitfrage auf. An dieser Stelle kam auch die Bezeichnung ‘kontingenter Text’ ins Bild. Ich muß etwas ausholen, um die Bedeutung dieses Terminus für die vorliegende Untersuchung zu klären, und stütze mich dabei auf die Erträge meiner Arbeit mit den verschiedenen frühneuzeitlichen Texten meines Korpus.

Einfach formuliert, bildet im Sprachgebrauch der vorliegenden Untersuchung ‘kontingent’ das negative Gegenüber von ‘originär’. ‘Originärer Text’ habe ich eben übersetzt als ‘allen anderen Texten vorausgehender, selbst voraussetzungsloser und deshalb autoritativer Text’. Einem ‘kontingenten Text’ geht also mindestens ein anderer voraus, er ist abhängig von bestimmten Voraussetzungen und deshalb nicht autoritativ. Diese zunächst privaten Festlegungen treffen eine Auswahl aus der

---

Lieske, Stephan. „Poetik.“ *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*. Hg. Ansgar Nünning. Stuttgart und Weimar: Metzler, 1998; Kühnel, Jürgen. „Poetik.“ *Metzler Literatur Lexikon. Begriffe und Definitionen*. Hgg. Günther u. Irmgard Schweikle. 2. überarb. Aufl. Stuttgart: Metzler, 1990; Meier, A. „Poetik.“ *Grundzüge der Literaturwissenschaft*. 2. Aufl. Hgg. Heinz Ludwig Arnold und Heinrich Detering. München: dtv, 1997. 205-18; Wiegmann, Hermann. „Poetik.“ *Fischer Lexikon Literatur*. Hg. Ulfert Ricklefs. 3 Bde. Frankfurt a.M.: Fischer, 1996; Brogan, T. V. F., und Miner, Earl. „Poetics, Western.“ *The new Princeton encyclopedia of poetry and poetics*. Princeton: Princeton U P, 1993; Weimar, Klaus. „Poetik.“ *Enzyklopädie der Literaturwissenschaft*. 2. Auflage. Von Weimar. München: Francke, 1980. 93-162. – Überblicksdarstellungen zur Geschichte der Poetik bieten: Braak, Ivo. *Poetik in Stichworten. Literaturwissenschaftliche Grundbegriffe. Eine Einführung*. 3. Aufl. Kiel: Hiert, 1969; Körner, Josef. *Einführung in die Poetik*. 3. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1968; Markwardt, Bruno. *Geschichte der deutschen Poetik*. 1., 2. u. 3. Aufl. 5 Bde. Berlin: de Gruyter, 1964 (3Bd. 1), 1967 (1Bde. 4-5), 1971 (2Bde. 2-3); Wiegmann, Hermann, *Geschichte der Poetik. Ein Abriß*. Sammlung Metzler 160. Stuttgart: Metzler, 1977. – Zur antiken, mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Poetik s. Klopsch, Paul. *Einführung in die Dichtungslehren des lateinischen Mittelalters*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1980; Plett, Heinrich F., Hg. *Renaissance-Poetik. Renaissance Poetics*. Berlin, New York: de Gruyter, 1994; Fuhrmann, Manfred. *Dichtungstheorie der Antike. Aristoteles – Horaz – ‘Longin’*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1992.

<sup>5</sup> Und deshalb an dieser Stelle nicht einzeln erwähne.

theologisch-philosophischen Bedeutungsgeschichte des Wortes ‘kontingent’,<sup>6</sup> die sich in der frühen Neuzeit mit der Geschichte der Sprachtheorie kreuzt und damit mittelbar auch Teile der frühneuzeitlichen Poetik betrifft. Diese historischen Bedeutungsnuancen von ‘kontingent’, wie auch seine gegenwärtigen fachsprachlichen Verwendungen, die im umgangssprachlichen Gebrauch des Wortes heute verschüttet sind, haben mir oft geholfen, bestimmte Phänomene in den untersuchten Texten zu deuten. Schon deshalb möchte ich sie an dieser Stelle nicht übergehen. Ich stütze mich zur Klärung der Bedeutungsgeschichte auf die entsprechende Fachliteratur.

Beginnen wir mit der Herkunft einer der heutigen Bedeutungen von ‘kontingent’, nämlich ‘zufällig’. In seinen antiken griechischen und lateinischen Konnotationen meint das Wort zunächst: ‘es geschieht, es tritt der Fall ein, es bietet sich die Gelegenheit, es gelingt, es ergibt sich, etwas widerfährt jemandem.’<sup>7</sup> Alternative klassische Definitionen des Terminus lauten:

‘Contingens est, quod nec est impossibile, nec necessarium’, oder: ‘Contingens est, quod potest non esse’ bzw. ‘contingens est, quod potest aliud esse’. Kontingen ist

<sup>6</sup> Vgl. zum Kontingenzbegriff allgemein: Brugger, Walter. „Kontingen.“ *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1976. 10 Bde.; Luyten, Norbert A. Das Kontingenzproblem. Das Zufällige und das Einmalige in philosophischer Sicht. *Zufall, Freiheit, Vorsehung*. Hg. Norbert A. Luyten. Freiburg, München: Alber, 1975. 47-64; Poser, Hans, Hg. *Formen teleologischen Denkens. Philosophische und wissenschaftshistorische Analysen. Kolloquium an der TU Berlin, WS 1980/81*. TUB Dokumentationen, Kongresse und Tagungen 11. Berlin: TUB, 1981; Sachsse, Hans. *Kausalität – Gesetzlichkeit – Wahrscheinlichkeit. Die Geschichte von Grundkategorien zur Auseinandersetzung des Menschen mit der Welt*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1979; von Graevenitz, Gerhart, u. Odo Marquard i. Zusammenarbeit m. Matthias Christen, Hgg. *Kontingenz. Poetik und Hermeneutik XVII*. München: Fink 1998; Heuss, Alfred. „Kontingenz in der Geschichte.“ *Neue Hefte für Philosophie*. 24/25 (1985): 14-43. – Zum antiken Kontingenzbegriff vgl. Frede, Dorothea. *Aristoteles und die Seeschlacht – das Problem der Contingentia Futura in ‘De interpretatione’*. Hypomnemata 27. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1970; Wetz, Franz Josef. Die Begriffe ‘Zufall’ und ‘Kontingenz’. *Graevenitz und Marquard 1998*. 27-34: 27-30. – Zum Wechsel vom vormodernen zum modernen Kontingenzbegriff vgl. Kamlah, Wilhelm. *Utopie, Eschatologie, Geschichtsteologie. Kritische Untersuchungen zum Ursprung und zum futuristischen Denken der Neuzeit*. BI-Hochschultaschenbücher 461. Mannheim und Zürich: Bibliographisches Institut, 1969; Holz, Hans Heinz. Leibniz. Die Konstruktion des Kontingenten. *Erkenntnisgewißheit und Deduktion. Zum Aufbau der philosophischen Systeme bei Descartes, Spinoza, Leibniz*. Hgg. Hans Heinz Holz et al. Marburger Beiträge zur Philosophie und Gesellschaftstheorie 1. Darmstadt und Neuwied: Luchterhand, 1975. 129-178; Manuel, Frank E. *The eighteenth century confronts the gods*. Cambridge, Mass.: Harvard U P, 1959; Schmucker, Josef. *Das Problem der Kontingenz der Welt. Versuch einer positiven Aufarbeitung der Kritik Kants am kosmologischen Argument*. Quaestiones Disputatae 43. Freiburg und Basel: Herder, 1969; Makropoulos, Michael. *Modernität und Kontingenz*. München: Fink 1997; Van den Daele, Wolfgang. Kontingenzerhöhung. *Die Modernisierung moderner Gesellschaften*. Hg. Wolfgang Zapf. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1990. 584-603.

<sup>7</sup> Vgl. Wetz. ‘Zufall’ und ‘Kontingenz’. 27. Meine Darstellung der Begriffsgeschichte folgt diesem Beitrag, bes. S. 27, 29.

also das Nichtnotwendige: das, was auch hätte nicht sein können oder auch hätte anders sein können.<sup>8</sup>

Zurück gehen diese Festlegungen auf die aristotelische Philosophie, in der das Kontingente in dreierlei Vorstellungen existierte:

erstens das Nicht- oder Andersseinkönnen von Etwas, da es zuvor die zweifache Möglichkeit gab, zu sein und nicht zu sein; zweitens das Nicht- oder Andersseinkönnen von Etwas, weil dessen Nicht- oder Anderssein grundsätzlich gedacht werden kann; schließlich drittens das unvorhersehbare Zusammentreffen unverbundener Kausalketten.<sup>9</sup>

„[A]ufs Ganze gesehen“ vertrat Aristoteles allerdings „die Auffassung, daß das räumlich begrenzte, aber zeitlich unbegrenzte Weltall unentstanden und unvergänglich sowie von immer gleichbleibender Struktur“ sei und verwies „die Möglichkeit des Andersseins“ in den „Bereich menschlicher Handlungen“ und „irdischer[r] Naturvorgäng[e], da diese doch nur meistenteils in derselben Art und Weise ablaufen“.<sup>10</sup> Obwohl bereits hier die Idee des Kontingenzen mit der des Zufälligen zu verschmelzen scheint, wird ihre explizite Verbindung erst durch die Latinisierung des Wortes durch Marius Victorinus im 4. Jahrhundert hergestellt. Sehr viel später wird von Kant (in der Unterscheidung von „empirischer, intelligibler und logischer Zufälligkeit“)<sup>11</sup> ‘contingere’ mit ‘zufällig’ übersetzt. Hinter dem heutigen Wortverständnis ‘kontingent’=‘zufällig’ stehen so zusammengefaßt folgende Übereinkünfte über die Eigenschaften des Kontingenzen, die mir für meine weitere Argumentation wichtig sind: das Zufällige ist *anders* und *unvorhersehbar*; das Zufällige ist *entstanden*; das Zufällige ist *zeitlich begrenzt*; das Zufällige ist mit der *natürlichen Welt* und *menschlichen Handlungen* verknüpft.

Ich gehe nun weiter zur nächsten Bedeutungslinie des Terminus. In der heutigen englischen Wendung ‘to be contingent upon’ meint er ‘abhängig sein von’. Diese habe auch ich weiter oben in meiner privatsprachlichen Übersetzung von ‘kontingenter Text’ verwandt. In dieser Bedeutung bezeichnet ‘kontingent’ ein kausallogisches Verhältnis:

Consider any object and let us call it x. To say that x is contingent or that x exists contingently is to say that x is contingent upon y, where y has to be some other object or set of objects in the world which causes or brings about the existence of x.<sup>12</sup>

<sup>8</sup> von Graevenitz, Gerhart, und Odo Marquard. Vorwort. *Graevenitz und Marquard* 1998. XI-XVI: XI.

<sup>9</sup> Wetz. ‘Zufall’ und ‘Kontingenz’. 29.

<sup>10</sup> Wetz, Franz Josef. Kontingenz der Welt – ein Anachronismus? *Graevenitz und Marquard* 1998. 81-106: 82.

<sup>11</sup> Wetz. ‘Zufall’ und ‘Kontingenz’. 29.

<sup>12</sup> Platt, David. *The gift of contingency*. American university studies 120. New York etc.: Lang, 1991. 21.

Die ursachenlogische Abfolge impliziert auch eine zeitliche Anordnung: wenn x von y abhängig ist, dann existiert y schon vor x. Oder auf meine Konstruktion vom originären und kontingenten Text bezogen: dem kontingenten Text geht der originäre als Ursache auch zeitlich voraus. In dieser logischen Auslegung des Terminus ist allerdings noch nichts von den Wertungen zu spüren, die im mythologischen Begriffspaar ‘originär-kontingent’ enthalten sind.<sup>13</sup> Wie kommt es nun dazu, daß das eine Adjektiv in unserer Vorstellung einen positiven und das andere einen negativen Klang bekommt, sobald es aus dem Vokabular der Philosophie in ein anderes (ästhetisches oder theologisches) Vokabular übertragen wird? Eine wichtige Voraussetzung dieses Phänomens stellt die im Begriff ‘kontingent’ enthaltene Zeitdimension dar. Da das Kontingente immer von etwas anderem verursacht wird, hat es einen Anfang. Wenn es einen Anfang hat, war es irgendwann einmal nicht da, und es wird auch irgendwann einmal ein Ende haben. Mit anderen Worten, es ist nicht ewig.

When we say that x exists contingently or that x is contingent, we also mean that it exists at some time or other, but not at all times. Any object or collection of objects is caused to exist at particular times and will cease to exist at some future time.<sup>14</sup>

Um zu verstehen, wie die uns bis heute erhaltenen Wertungen innerhalb des Begriffspaares ‘originär-kontingent’ zustande gekommen sind, bedarf es jetzt eines Blicks auf die vormoderne christliche Kreationstheologie und die dortige Verwendung des Terminus ‘kontingent’.<sup>15</sup> In diesem (genauer gesagt, im scholastischen) Vokabular hat ‘kontingent sein’ die Bedeutung von „erschaffen sein“.<sup>16</sup> Diese Begriffsauslegung ist wertend, weil in ihr die Variablen x und y des kausallogischen ‘kontingent’=‘verursacht von’ auf eine bestimmte Vorstellung (den christlichen Schöpfungsmythos) bezogen und in einem mythischen Deutungsrahmen determiniert werden (x=Schöpfung und y=Gott).

<sup>13</sup> Dieses Begriffspaar taucht noch in zahlreichen weiteren, nicht nur literaturästhetischen, Paarbildungen mit gewissen Bedeutungsänderungen auf (z.B. original-epigonal resp. imitierend, authentisch-künstlich, wahr-falsch, natürlich-gekünstelt). Vor allem im ersten Kapitel der Untersuchung werde ich hierauf eingehen.

<sup>14</sup> Platt. *Gift of contingency*. 22.

<sup>15</sup> Vgl. zum vormodernen christlichen Kontingenzbegriff: Barth, Heinrich. *Alttertum und Mittelalter*. 2. Aufl. Basel u. Stuttgart: Schwabe, 1966. Bd. 1 von *Philosophie der Erscheinung. Eine Problemgeschichte*. Von Barth. 2 Bde.; Blumenberg, Hans. „Kontingenz.“ *Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft*. 3. überarb. Aufl. Tübingen: Mohr, 1957-65. 6 Bde.; Konrad, Joachim. „Vorsehung.“ *Religion in Geschichte und Gegenwart*; Mörtl, Ingo. Zur Konstitutionsanalyse religiöser Phänomene. Kontingenz und Konsistenz der Lebenswelt. *Religionsoziologie als Wissenschaftssoziologie*. Urban-Taschenbücher 636. Hgg. Wolfram Fischer und Wolfgang Marhold. Stuttgart: Kohlhammer, 1978. 21-37; Scheffczyk, Leo. Der christliche Vorsehungsglaube und die Selbstgesetzlichkeit der Welt (Determinismus – Zufall; Schicksal – Freiheit). *Luyten* 1975. 331-53; Schulz, Walter. *Der Gott der neuzeitlichen Metaphysik*. 5. Aufl. Pfullingen: Neske, 1974.

<sup>16</sup> Wetz. Anachronismus. 84.

Ich werde später im Zusammenhang mit der frühneuzeitlichen Zeichen- und Sprachtheorie noch verschiedentlich auf die moralischen Implikationen dieses Mythos eingehen. An dieser Stelle sei festgehalten, daß in christlicher Perspektive das Kontingente (die Schöpfung) im Vergleich mit seiner Ursache oder seinem Schöpfer nicht vollkommen ist. Über die im christlichen Heilsmythos zentralen menschlichen Verschuldungseignisse (Sündenfall, Turmbau zu Babel) hinaus, die jeweils moralische Abwertungen des Menschen nach sich ziehen, ist das Geschaffen-sein selbst für den Menschen und die Schöpfung ein „homogenes Strukturstigma“.<sup>17</sup> Die Welt ist „geworden und vergänglich“.<sup>18</sup> Gott hingegen als erste Ursache, von der alles Gewordene abhängt, ist selbst „ungeworden und ewig“.<sup>19</sup> Alles Geschaffene ist „existentia“, d.h. „vergängliche[s] Abbil[d]“ der allgemeinen und ewigen ‘essentia’.<sup>20</sup>

Ich habe oben in meiner privatsprachlichen Terminologie ‘kontingent’ auch als ‘nicht autoritativ’ übersetzt. Diese Auslegung, die für meine späteren poetologischen Lektüren besonders wichtig ist, entnehme ich ebenfalls dem christlichen Kontingenzbegriff. Er konstruiert das Kontingente als „Werk der schöpferischen *Macht* Gottes“.<sup>21</sup> Das Verhältnis der Schöpfung zu ihrem Schöpfer wird in der christlichen Vorstellung also auf den autoritären Akt des Schöpfers zurückgeführt. Dadurch wird die Beziehung zwischen dem Kontingenten und seiner Ursache zu einem Herrschaftsverhältnis: das einzelne Kontingente ist Zeuge für die Autorität des Herren und bleibt dessen Autorität unterworfen.

Ich komme jetzt zur Anwendung des Terminus ‘kontingent’ auf Texte und deren Poetik. Als ersten Schritt möchte ich meine Arbeitsdefinition von ‘kontingenter Text’ noch um das Moment der *Zeitlichkeit* ergänzen, das in allen oben aufgeführten Begriffsauslegungen enthalten ist. Daß das Kontingente zeitlich ist, bedeutet, daß es sich verändert resp. verändert wird und vergänglich ist. ‘Zeit’ existiert zunächst einmal nur auf einer symptomalen Ebene von beobachtbaren Veränderungen gleich welcher Art, die das Verstreichen der Zeit implizieren. In der christlichen Mythologie und allen auf ihr aufbauenden Deutungssystemen wird nun ‘Zeit’ genau wie ‘Kontingenz’ in ein negatives Licht gesetzt, da sie primär mit Vergänglichkeit (und nicht Veränderlichkeit) assoziiert wird. Diese Deutung schafft (auch in bezug auf das Thema ‘Poetik’) nachhaltige Blindheiten. In einer exemplarischen religionsphilosophischen Darstellung der christlichen Kontingenzauffassung möchte ich nun eine

<sup>17</sup> Blumenberg. „Kontingenz“. 1794.

<sup>18</sup> Wetz. Anachronismus. 84.

<sup>19</sup> Wetz. Anachronismus. 84.

<sup>20</sup> Wetz. ‘Zufall’ und ‘Kontingenz’. 30. ‘Essentia’ definiert Wetz an gleicher Stelle als „wandellos[e] Wesensformen [...], die innerhalb der festen Seinsordnung einen wesensgemäßen Platz und eine wesensnotwendige Bedeutung haben.“

<sup>21</sup> Wetz. Anachronismus. 84. Meine Hervorhebung, B.S.

blinde Stelle aufzeigen, deren Aufhellung den Ansatzpunkt meiner Perspektive auf frühneuzeitliche ‘kontingente’ Texte und ihre Poetik bildet.

We have attempted in vain to hold on to what we like, to arrest the flow of time by seeking permanence and stability for what we value. We erect monuments of various kinds to preserve and hold on to our dear ones and what they represent. In the face of the corrosive passage of time, we have embraced various doctrines of immortality. With all of our attempts, time continues to devour, not only individuals, but great civilizations as well. Temporal passage is the mark of the contingent *per se*. In our philosophies and religions, we have searched for certainty, something that will ensure stability and permanence against the flux of change. In the Judeo-Christian West, God has generally been seen as this certain mark of permanence in a sea of change. Saint Augustine set the tone of Christian theology in the early church by his belief that God is completely outside of time and thus removed from the dangers of temporal contingency.<sup>22</sup>

Verkürzt ausgedrückt ist diese vom christlichen Mythos geprägte Perspektive blind für den Möglichkeitsaspekt der Kontingenz, der in der kantschen Übersetzung ‘kontingent=zufällig’ enthalten ist – und das, obwohl in der zitierten Passage gerade auch von diesem Möglichkeitsaspekt gesprochen wird. Denn obwohl hier die Zeit (als Veränderung) in verschiedenen dramatischen Wendungen als bedrohlich dargestellt wird – sie wird als ‘Gefahr’ bezeichnet, mit den Bildern von ‘Korrosion’ und ‘Verschlungenwerden’ und den Vorstellungen von Verlust, ‘Sterblichkeit’, ‘Instabilität’ in Verbindung gebracht –, wird zugleich auch eine ganze Reihe von positiv gewerteten Phänomenen genannt, die nur durch das Verstreichen von Zeit (d.h. durch Veränderungen) entstehen können: Subjektkonstitution, Gefühle, Wert- und Glaubenssysteme, kulturelle Leistungen, Zivilisation. Man kann auch sagen, daß die hier zum Tragen kommende christliche Kontingenzauffassung, die ja eine klare Trennung zwischen dem vollkommenen, ewigen ‘Originären’ und dem unvollkommenen, zeitlichen ‘Geschaffenen’ vornimmt, den menschlichen Aktionsraum begrenzt und die menschliche Kreativität und ihre Produkte übersieht. Im obengestehenden Zitat werden die menschlichen Handlungen ausschließlich als Maßnahmen im Kampf gegen die Kontingenz thematisiert. Da dieser Kampf vergeblich ist, wirken die Handlungen sinnlos, was letztlich ihrer Entwertung gleichkommt.

Im Terminus ‘kontingenter Text’ möchte ich diese Konnotation keineswegs verabschieden, sie jedoch in ein Begriffsverständnis integrieren, das für die Ambivalenz der Kontingenz sensibilisiert ist und neben ihrer destruktiv-bedrohlichen auch ihre produktive Seite wahrnimmt. Damit komme ich zum frühneuzeitlichen Text, den ich in diesem ambivalenten Sinne als ‘kontingent’ bezeichne. Vorab noch ein Wort zum Gebrauch von Adjektiven in dieser Untersuchung. Ich habe oben u.a. von ‘Eigenschaften des Kontingenten’ gesprochen und schreibe durchweg vom ‘kontingenten Text’. Das ist in dieser Form irreführend. Kontingent *sind* Texte genauso wenig wie originär, d.h., mit diesen (und anderen) Adjektiven sind keine ontologischen Aussagen möglich.

---

<sup>22</sup> Platt. *Gift of contingency*. 40.

logischen Register gezogen, sondern Vokabeln aus dem Inventar der Mythen zitiert, die den Texten zugrundeliegen und auf die diese Vokabeln verweisen.

Zur Festlegung der Bedeutung des Begriffs ‘Mythos’ in meiner Untersuchung greife ich auf seine heute eingebürgerten Verwendungsweisen in soziologischen, psychoanalytischen und systemtheoretischen Diskursen zurück. Danach sind Mythen „autopoietisch“ (d.h. „selbstreproduzierend“), haben die Funktion, Komplexität zu reduzieren, Bedeutung zu stiften und gleichzeitig (unerwünschte) Bedeutungen zu verdecken. Sie wirken ordnungs- und sicherheitsschaffend und erzeugen dabei Bilder, „deren Konnotierbarkeit dann jenen gesellschaftlichen Konventionen entspricht, um derentwillen sie in die Welt gesetzt wurden“.<sup>23</sup> Dadurch, daß Mythen „das Nahe im Fernen“<sup>24</sup> absichern, bewirken sie, daß das Individuum historisch bedingte Verhältnisse als natürlich empfindet. „Der Mythos verwandelt Geschichte in Natur.“<sup>25</sup>

Wenn im folgenden von ‘kontingenten Texten’ die Rede ist, dann heißt das, daß innerhalb dieser Texte Kontingenz – und zwar Kontingenz in der Bedeutungsvielfalt, die ich herausgearbeitet habe – ein besonders starkes Thema ist, welches sich wörtlich, umschrieben und in Bilder übersetzt finden läßt. Der Mythos der Kontingenz läßt sich an verschiedenen Textverfahren ablesen. Diese zu beschreiben und mit dem mythischen Deutungsrahmen der Texte in Verbindung zu setzen, ist Ziel meiner Untersuchung. Um den Bogen zum Anfang der Einleitung zurückzuschlagen: nachdem ich dieses Ziel entwickelt und damit mein inhaltliches Problem gelöst hatte, ließ sich auch das Materialproblem lösen. Und zwar schien es mir nun sinnvoll, unter ‘Poetik’ nicht länger allein die Textgattung der Dichtungslehren zu verstehen, die sich (laut Handbuch) durch ihre spezifischen Frageinteressen auszeichnet – nämlich „[w]ie unterscheiden sich die verschiedenen Formen der Poesie, die Gattungen, voneinander, was ist ganz allgemein Dichtung, und schließlich, welche Funktion hat sie, was ist ihr Sinn?“<sup>26</sup> Die drei oben genannten frühneuzeitlichen schwedischen Texte zur Poetik (hier verstanden als Gattung) werden vielmehr einen wichtigen, aber nicht den einzigen Bestandteil der Materialbasis bilden; die anderen (linguistischen, polemischen und historiographischen) Textsorten habe ich gewählt, da sich an ihnen besonders deutlich die Gesichter der kontingenten Poetik zeigen lassen, insofern sie sich mit Geschichts- und Zeitkonzepten resp. der Sprachgeschichte und -theorie auseinandersetzen.

<sup>23</sup> Hoffmeister, Dieter. *Mythos Familie. Zur soziologischen Theorie familialen Wandels*. Opladen: leske + budrich, 2001. 267.

<sup>24</sup> Luhmann, Niklas. *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt: Suhrkamp, 1997. 669. Zitiert nach Hoffmeister. *Mythos Familie*. 270.

<sup>25</sup> Borer, Christine, und Katharina Ley. *Und sie paaren sich wieder. Über Fortsetzungsfamilien. Soziopsychanalytische und ethnopsychanalytische Forschungen 1*. Tübingen: discord, 1992. 117.

<sup>26</sup> Mainusch, Herbert. „Dichtung als Nachahmung. Ein Beitrag zum Verständnis der Renaissancepoetik.“ *Germanisch-Romanische Monatsschrift* N.F. 10 (1960): 122-138: 124.

Im Vokabular der vorliegenden Untersuchung sind mit ‘Poetik’ (und dem häufiger gebrauchten Ausdruck ‘Poiesis’, auf den ich gleich noch eingehen werde) die Gesamtheit aller Verfahren in Texten gemeint, die auf die mythischen Grundannahmen der Texte verweisen, und diese Grundannahmen selbst. Qualifiziere ich diese Poetik mit dem Eigenschaftswort ‘kontingent’, so bedeutet dies, daß es sich um den Mythos der Kontingenz handelt, der die Verfahren strukturiert. Verfolgt man den Begriff ‘Poetik’ auf seine griechische Wurzel ‘Poiesis’ zurück, die ihm die Bedeutung ‘herstellendes Tun’<sup>27</sup> mit auf den Weg gibt, wird seine Verwendung in diesem Buch in Verbindung mit der Thematik der Kontingenz klarer. Denn im neutralen Wort ‘Tun’ ist Raum für die destruktiv-bedrohlichen wie auch die produktiv-kreativen Aspekte des Mythos von der Kontingenz. Beide sind an der Herstellung eines Textes, der uns vorliegt und den wir lesen können, beteiligt. Aus dem so übersetzten Begriff ‘Poiesis’ geht auch hervor, daß für die kontingente Poetik zeitliche Prozesse konstitutiv sind. Und schließlich kommt noch in einer Negation der Mythos vom Originären zum Tragen: ‘Herstellen’ konnotiert die menschliche Handlung im Gegensatz zur göttlichen, das Kulturelle im Gegensatz zum Natürlichen und die (Zeit)ökonomie der Produktion im Gegensatz zum als außerzeitlich gedachten Akt der Schöpfung. Der Ausdruck ‘Herstellen’ hat überdies einen direkten Bezug zu den Inhalten der frühneuzeitlichen Gattungspoetik und dem Vokabular, mit dem in den folgenden Jahrhunderten über sie gesprochen wurde. Ich komme hierauf vor allem im ersten Kapitel meiner Untersuchung zurück.

‘Kontingent’ sind nun natürlich alle Texte, wenn der ‘originäre’ Text, wie ich eben gezeigt habe, ein Mythos ist. In der Literatur der Frühneuzeit spielt die Kontingenz aber eine besonders große Rolle. Bevor ich Belege für diese These anführe, hier noch einmal zur Erinnerung die oben erarbeiteten Attribute der kontingenten Poetik: nicht-originär, nicht-autoritär, unvorhersehbar, zufällig, entstanden, geschaffen, endlich, erosiv, destruktiv, kreativ, zeitlich/historisch, ökonomisch, menschlich. Wie zeigen diese Eigenschaften sich in Texten der frühen Neuzeit, und warum in diesem Zeitraum besonders häufig? Ich beginne mit der zweiten Frage zu den Strukturbedingungen der Kontingenz in der frühen Neuzeit und einigen kultur- und literaturwissenschaftlichen Annahmen über diese Epoche, die ich als Mitvoraussetzungen meiner Untersuchung sehe. In der frühen Neuzeit vollzieht sich in der westlichen Welt allmählich der Übergang vom mittelalterlichen zum aufklärerischen Weltbild. Der Epistemenwechsel erfolgt im Kielwasser des rasanten Wissenszuwachses in allen kulturellen Bereichen, der in diese deshalb auch ‘Zeitalter der Entdeckungen’ genannte Periode fällt. Eine allgemein verstärkte Wahrnehmung für Geschichtlichkeit und Zeitprozesse und das Interesse an deren wissenschaftlich-technischer Erfassung ist ein das Kontingenzbewußtsein im speziellen begünstigender Teil dieser Entwicklung.<sup>28</sup> Zum wichtigsten Moment des Epistemenwechsels

<sup>27</sup> Zapf, Hubert. „Poiesis.“ *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie*. 429.

<sup>28</sup> Um einige Beispiele zu nennen: während des europäischen Mittelalters ist eine differenzierte zeitliche Verortung noch nicht wichtig für die Geschichtsschreibung, es können je nach regiona-

Mittelalter-Neuzeit insgesamt gehören jedoch wohl die geographischen Neuentdeckungen.<sup>29</sup> Diese stellten eine massive Erschütterung des metaphysischen Rahmens dar, in dem das Individuum sich bewegte, und bedeuteten Kontingenzerfahrungen in verschiedenen Bereichen der frühneuzeitlichen Wirklichkeit. Die neuen Völker, die im Zuge der Entdeckungsreisen plötzlich auftauchten, waren aus der Bibel nicht bekannt und in der auf dem biblischen Text aufbauenden mittelalterlichen OT-Kartierung nicht eingetragen. Die Einsicht, daß die historische Wirklichkeit mit der biblischen Völkergeschichte und mit dem christlichen Mythos über die Herkunft der Völker nicht übereinstimmte, bedeutete eine Infragestellung der Autorität (oder Originarität) des biblischen Mythos, seiner Bilder und seines Vokabulars, des Bibeltextes. Sie bedeutete ferner die Einsicht in die Geschichtlich-

---

ler Herkunft der Historiographen variierte Jahrszahlen für bestimmte Ereignisse angenommen werden; im Alltag wird die großräumige liturgische Zeitzählung (nach kirchlichen Feiertagen und Monaten) verwandt. Erst zu Beginn des 14. Jahrhunderts können kleinere Zeiteinteilungen gemessen werden und Beachtung finden, als die mechanische Uhr Richard of Wallingfords die astronomischen, Wasser- und Sanduhren ablöst. 1370 wird in Paris ein Stundentläuten, das sich nach der Palastuhr richtet, eingeführt. Nicht nur werden Augenblicke des Arbeitslebens – wie die Eröffnung von Märkten, der Beginn der Arbeit und der Feierabend – dadurch präzise signalisierbar, sondern rückt die verstrechende Zeit auch als solche immer stärker ins Bewußtsein. Die Winden, die seit dem 15. Jahrhundert Gewichte im mechanischen Uhrwerk ersetzen, ermöglichen zudem die Herstellung von Haus- und Taschenuhren, wodurch der private und der öffentliche Raum zunehmend zusammenrücken. Indem gleichzeitig die Geldvor die Güterökonomie tritt, entsteht ein Markt, der zunehmend dem Gebot des ‘Zeitsparens, Zeitzählens und Zeiteinteilens’ unterworfen wird: Zeitkontrolle im Sinne von Nutzung der richtigen Gelegenheit wird neben dem Besitz an Land und Gütern zur mächtigsten wirtschaftlichen Praktik. Und mit der Änderung der medialen Darstellung von Zeit – durch die ausdifferenzierte mechanische Messung – geht die Veränderung der künstlerischen Repräsentationsformen und -praktiken in der frühen Neuzeit Hand in Hand, insofern auch hier Beschleunigung den größten ökonomischen Vorteil darzustellen beginnt. Zum Beispiel ist die Ersetzung der Fresco- durch die Trockenmalerei eine direkte Folge des marktwirtschaftlichen Tempowechsels, der die lange Ausbildungsdauer der Frescomaler gegen die hohen Auftragszahlen ausspielt. Auch gesamthaft wird in der Architektur zunehmend Abstand von generationsübergreifender Produktion – man denke an die Sakralbauten – genommen, während zugleich das kulturelle Leben selbst seinen Bezugspunkt immer weniger in Gemeinschaftstraditionen als in Individualpraktiken findet. Vgl. Withrow, Gerald James. *Time in history. The evolution of our general awareness of time and temporal perspective*. Oxford und New York: Oxford U P, 1988. 109-11. Auch in frühneuzeitlichen Texten lassen sich zahlreiche Symptome von Zeit- resp. Produktionsdruck ablesen, wie ich verschiedentlich nachweisen werde.

<sup>29</sup> Seit den Asienreisen Marco Polos um 1200 unternehmen zahlreiche Nationen Entdeckungs- resp. Eroberungsfahrten: 1417 betreten Chinesen Ostafrika, 1445 nehmen portugiesische Delegationen erste Sklaven in Cap Verde; seit 1465 erkunden russische Forscher Sibirien und Indien. Der Entdeckung Amerikas durch Kolumbus 1492 schließt sich 1498 der Landgang Vasco da Gamas in Kalkutta und 1500 die Entdeckung Brasiliens an. 1519 beginnt die Unterwerfung Mexikos durch Hernan Cortez, 1531 die Zerstörung des Inka-Reiches durch Francesco Pizarro. Arabien treibt um die gleiche Zeit in der Sahara intensiven Sklavenhandel, 1581 werden die ersten afrikanischen Sklaven nach Amerika verschleppt. Institutionalisiert wird die imperialistische Bewegung durch die Einrichtung der Ostindienkompanien – 1600 in Großbritannien, 1602 in Holland. Vgl. zu diesen Angaben den chronologischen Überblick in Ferro, Marc. *Colonization: a global history*. London und New York: Routledge, 1997. 361-9.

keit der Schöpfung – neue Völker hatten sich jenseits der Ränder der mythischen Geographie unbemerkt entwickelt –, und in die menschliche Fähigkeit, diese Entwicklungen zu entdecken und (beispielsweise in der Form von Globus und Weltkarte)<sup>30</sup> in neue, menschliche Texte zu integrieren, die das biblische Vokabular ergänzten resp. ersetzen. Für das Individuum zeichnet sich mit dem Autoritätsverlust des biblischen Textes also einerseits das ‘Ende einer großen Geschichte’ oder (in meinem Vokabular) das Ende eines zentralen Mythos, des Mythos von der Originarität, ab, was als existentielle Bedrohung wahrgenommen worden sein mag. Andererseits aber setzt diese Veränderung das frei, was ich als ‘Poiesis’ bezeichnet habe: der Mensch läßt sich von der Kontingenzerfahrung zu einem Tun anregen, das letztlich in die Herstellung eines neuen (in diesem Fall topographischen) Textes mündet.

Ich habe die Entstehung der kontingenten Poetik oben auf eine sprachphilosophische Grundlage zurückgeführt, als ich die Entdeckung eines nichtvorhandenen wesensmäßigen Zusammenhangs zwischen Wirklichkeit und der sie darstellenden Sprache am Beispiel der Topographie beschrieben und als eine der Ursachen für das frühneuzeitliche Kontingenzbewußtsein bezeichnet habe. Man erkannte in der frühen Neuzeit, daß die Beziehung zwischen Wort und Sache nicht notwendig, sondern zufällig (oder, um einen modernen zeichentheoretischen Begriff zu benutzen, konventionell) ist. Damit sage ich nicht, daß sprachliche Konventionalität nicht schon früher bemerkt worden wäre – die mittelalterliche Grammatik handelt ausführlich davon. Aber anders als z.B. im 17. Jahrhundert wird diese Konventionalität im Mittelalter nicht als linguistisches, sondern als theologisches Phänomen diskutiert, in den funktionierenden christlich-mythischen Erklärungsrahmen eingebunden und von diesem unter Kontrolle gehalten: der Text dieses Mythos – das Wort Gottes in Gestalt der Bibel – wird als von der Kontingenz unberührt gedacht. In den mittelalterlichen westlichen Grammatiken ist Kontingenz immer sprachliche Kontingenz und wird festgemacht am Phänomen der Sprachenvielfalt. In der christlich-mythischen Interpretation wird die Entwicklung der Sprachen der Völker auf ein menschliches Verschuldungsereignis (Turmbau zu Babel) zurückgeführt, also ausschließlich als Zeichen der sündigen Natur des Menschen verstanden.<sup>31</sup> In der originären, nicht kontingenten Sprache – der Sprache des Paradieses – bestand gemäß diesem Mythos eine Einheit von Zeichen und Bezeichnetem, die erst nach dem ‘zweiten Sündenfall’ des Menschen aufgesprengt wird und deren Geschichte gleichbedeutend mit der

<sup>30</sup> 1492 fertigt Martin Behaim den ersten Globus, aus dem Jahr 1413 datiert die *Imago Mundi* von Pierre d’Ailly.

<sup>31</sup> Vgl. Reynolds, Suzanne. *Medieval reading. Grammar, rhetoric and the classical text*. Cambridge studies in medieval literature 27. Cambridge: Cambridge U P, 1996. 49.

Heilsgeschichte ist: nach dem jüngsten Gericht ist die menschliche Schuld gesühnt und auch die Sprache wieder ‘göttlich’, ‘heil’, ‘originär’.<sup>32</sup>

In der frühen Neuzeit bedeutet demgegenüber ‘Kontingenzerfahrung’ noch etwas mehr als den Umgang mit dem Autoritätsverlust der ‘gefallenen’ Sprache. In dieser Epoche beginnt man, wie ich oben beschrieben habe, die Kontingenz des christlichen Mythos selbst zu erahnen, kommt zum Bewußtsein, daß die empirische Wirklichkeit der biblischen Wirklichkeit widerspricht. Auf das Thema dieser Untersuchung bezogen heißt das: der biblische Mythos wird zunehmend als Mythos, der Text der Bibel als Text wahrgenommen – als kontingenter Text, der auf einer sich verändernden Sprache beruht, Zeugnis einer geschichtlichen Überlieferung ist und seine Existenz zumindest teilweise dem menschlichen ‘herstellenden Tun’ (d.h. einer Poiesis) schuldet. Eine weitere wichtige reale Voraussetzung dieses Bewußtwerdens sind deshalb die immer zahlreicheren *sprachlichen* Fremheitserfahrungen in der frühen Neuzeit, die den latenten Mythos von einer ‘originären’ Sprache in Frage stellen. Diese werden zum einen im Gefolge der expansiven imperialistischen Politik der verschiedenen Großmächte gemacht:

Die große und heterogene Masse der Sprachfunde aus den überseeischen Kolonien ließ die Hoffnung schwinden, die Reste des bei Babylon in Hunderte von Idiomen zerstörten Hebräisch noch in der Gegenwart zu identifizieren. Dank der Anordnung der Vokabeln nach der lateinischen Vorgabe wird auch ein anderer Sachverhalt mehr und mehr deutlich: Da nicht in sämtlichen Sprachen Äquivalente zu den lateinischen Bedeutungen benannt werden können, erweist sich aus dieser Inkongruenz [...] daß die verschiedenen semantischen Raster der Sprachen nicht immer exakt kompatibel sind.<sup>33</sup>

Zum anderen lässt sich gerade am Beispiel Schwedens zeigen, wie in der frühen Neuzeit auf Grundlage ökonomischer und territorialer Gestaltungsprozesse auch innerhalb nationaler Grenzen die Sprachenvielfalt immer größer wird. Im Vergleich mit jenen Imperien, die sich zeitgleich im ostindischen Raum konstituieren, sind

<sup>32</sup> Vgl. die Darstellung des mythischen christlichen Narrativs über die Entstehung der Sprachen in Borst, Arno. *Der Turmbau von Babel. Geschichte der Meinungen über Ursprung und Vielfalt der Sprachen und Völker*. Bd. 1. Stuttgart: Hiersemann, 1957-63. 6 Bde. 6: „Gott schuf den Menschen und gab ihm die Sprache; diese Sprache deckte sich mit den Dingen genau; Gott redete mit Adam hebräisch. Aus Adams Familie erwuchsen viele Stämme, die alle ein Volk mit einer Sprache blieben. Erst in Babel wurde durch den frevelhaften Turmbau die Einheit des Menschengeschlechts zerrissen, es entstanden durch Gottes wunderbares Eingreifen 72 Sprachen und 72 Völker, die alle mit der hebräischen Ursprache und Adams Volk verwandt waren und blieben. Von ihnen stammen die ‘heutigen’ Sprachen und Völker unmittelbar ab, noch immer 72 an der Zahl. Bei der Sprachenteilung blieb es bis Pfingsten; seither ist die Differenzierung durch die göttliche Stiftung der Kirche, durch die den Aposteln vom Heiligen Geist geschenkte Kenntnis aller Sprachen überwunden; die drei am Kreuz Christi angebrachten Sprachen, Hebräisch, Griechisch und Latein sind, zugleich als Bibelsprachen, über alle anderen Idiome hinausgehoben und geheiligt. In ihnen werden sich die getrennten Völker versammeln, und am Ende der Zeiten werden alle Stämme dem Herrn im Himmel auf hebräisch ihr Halleluja singen.“

<sup>33</sup> Klein, Wolf Peter. *Am Anfang war das Wort. Theorie- und wissenschaftsgeschichtliche Elemente frühneuzeitlichen Sprachbewußtseins*. Berlin: Akademie Verlag, 1992. 308-9.

die schwedischen Territorialgewinne zwar vergleichsweise bescheiden.<sup>34</sup> Doch ist die sprachliche Kontingenzerfahrung im schwedischen Imperium der 1660er Jahre nicht weniger eindrücklich als die der nach Übersee expandierenden Nationalstaaten: Auf schwedischem Territorium werden auch Russisch, Estnisch, Lettisch, Deutsch und Dänisch gesprochen und stellt – wenn überhaupt – nicht das Schwedische, sondern allenfalls das Deutsche eine *lingua franca* dar; es herrscht insofern eine Sprachsituation, die sich durchaus als „Bable of tongues“ beschreiben lässt, also strukturelle Nähen zum christlichen Mythos der Sprachverwirrung aufweist und entsprechend wahrgenommen und gedeutet werden konnte.<sup>35</sup> Hinzu kommt die im Verwaltungs-, Bildungs- und Literatursektor immer stärker zu Tage tretende Konkurrenz zwischen den europäischen Nationalsprachen und Dialekten und dem Neulateinischen, die – in der Literaturgeschichtsschreibung meist unter dem Stichwort ‘Sprachpatriotismus’ verhandelt – in Schweden genauso wie in allen anderen Ländern des frühneuzeitlichen Europas eine nachhaltige Auseinandersetzung mit der Muttersprache als kontingentem Phänomen zur Folge hat.

<sup>34</sup> Die neuen Provinzen sind klein im Vergleich mit der ursprünglichen Ausdehnung Schwedens, die schwedischen Territorialgewinne in der frühen Neuzeit hauptsächlich auf Europa beschränkt. Vgl. Roberts. *Imperial experience*. 83. – Die im 17. Jahrhundert von Schweden nach internationalem Vorbild gebildeten Kolonien, darunter Nya Sverige im heutigen Delaware (1638) und Cabo Corso an der Goldküste (um 1650), haben keine ökonomische Bedeutung und werden teilweise noch im gleichen, spätestens aber bis zum 19. Jahrhundert, aufgegeben bzw. von anderen Parteien erobert. Erst 1731 wird die schwedische Ostindiska Kompagniet gegründet und setzt eine gleichermaßen naturwissenschaftlich wie ökonomisch motivierte Entdeckertätigkeit auf verschiedenen Kontinenten ein, in der Carl von Linné und seine Schüler federführend sind. Vgl. hierzu Rosén, Jerker. *Tiden före 1718*. Bd. 1 von *Svensk Historia*. 3. Aufl. Stockholm: Svenska bokförlaget, 1970. 2 Bde. Ich möchte hier als Beleg für die Übersetzung einer kolonialen Kontingenzerfahrung in einen Text einen 1696 veröffentlichten indianisch-schwedischen Katechismus anführen, der Zeugnis der kurzen nordamerikanischen Kolonisationsgeschichte Schwedens ist. Sein Verfasser Campanius beschreibt dort auch die Grammatik der indianischen Sprache und bemüht sich, in den indianischen Dialekt Spuren der hebräischen Ursprache hinzulesen. Campanius Ziel ist es, auf diesem Weg „eine energische und ausdrückliche Versicherung der bisher geltenden Grundannahmen der frühneuzeitlichen Sprachwissenschaft zu leisten“ (Klein. *Am Anfang war das Wort*. 311). Er zieht nämlich die Schlußfolgerung: „Der til med kommer ock deße Barbarers Språk öfwerens med Judarnas.“ (Campanius, J. *Lutheri Catechismus i Öfversatt på American-Virginiske Språket*. Stockholm 1696. – Zitiert nach Jacoby, Michael. *Historische Lexikologie zum nordgermanischen Raum: Lexika als Kultur- und Sprachdokumente zwischen Mittelalter und Neuzeit. Einflüsse von Toledo bis Paris, von London bis Berlin*. Wiesbaden: Harrassowitz, 1990. 108. ‘Damit kommt auch die Sprache dieser Barbaren übereins mit jener der Juden.’) Campanius’ Strategie, mit dem sprachlich Neuen resp. Fremden (‘Barbarischen’) umzugehen, besteht darin, die herkunftsmäßige Differenz zwischen indianischer und hebräischer Sprache zu leugnen und dadurch das als bedrohlich empfundene Fremde dem Alten und Vertrauten – der mythischen Übereinkunft, daß vor dem Sündenfall die Menschheit eine einzige originäre, gottgegebene Sprache hatte – zu assimilieren. Die Bedrohung wird in eine Affirmation gekehrt. Instrument dieser Strategie ist bei Campanius eine in der damaligen Zeit anerkannte und verbreitete sprachwissenschaftliche Methode, der etymologische Sprachvergleich.

<sup>35</sup> Roberts, Michael. *The Swedish imperial experience 1560-1718*. The Wiles lectures given at the Queen’s University of Belfast. Cambridge etc.: Cambridge U P, 1979. 83.

Die Geschichte der Poetik in der frühen Neuzeit nimmt m.E. von der Grundbedingung ihren Ausgang, daß zunehmend den nicht mehr als autoritär-originär gedachten Texten in diesem Zeitraum andere Texte entgegengesetzt werden, die ein starkes Bewußtsein ihrer eigenen Kontingenz haben. Diese neuen Texte spiegeln das Wissen um den Verlust des originären Textes, sind sich aber zumindest teilweise auch ihrer eigenen, nicht mythischen, sondern pragmatischen Autorität bewußt. Pragmatische bzw. kontingente Autorität entsteht dann, wenn der betreffende Text mit einem angemessenen Vokabular über die kontingente Wirklichkeit spricht. Seine Kontingenz äußert sich u.a. darin, daß auch er, der neue Text, jederzeit ersetzt werden kann von einem anderen Text, der ein der kontingenten Wirklichkeit angemesseneres Vokabular verwendet.<sup>36</sup> Hier noch ein Wort zum Begriff 'Bewußtsein': Texte sind natürlich keine Subjekte, sie haben daher auch kein Bewußtsein. Sie können lediglich für uns lesbare Spuren ihrer Entstehungsursachen und ihres Entstehungsprozesses aufweisen. Zu diesen Spuren gehören aber u.a. eine Reihe von Personifizierungsverfahren, die ich z.B. in den Kapiteln 3 und 5 behandle und meinerseits in der personalisierenden Rede vom 'handelnden Text mit Bewußtsein' als Spuren in meine eigene Untersuchung überführt habe.

---

<sup>36</sup> Mit dieser letztlich postmodernen Perspektive auf die Kontingenzthematik gebe ich auch an, daß das frühneuzeitliche Problem der Kontingenz in der heutigen Zeit weiterbesteht, wenn auch in anderen Kontexten. Vgl. hierzu Graevenitz und Marquard. Vorwort. XI-II, die annehmen, daß die textuellen 'Krisenbewältigungsmechanismen' des Menschen im Zusammenhang mit Kontingenzerfahrungen geschichtlich immer schon existiert haben und noch existieren, die Kontingenz aber nur da selbst Thema ist, wo diese Mechanismen nicht funktionieren: „Wo – einerseits – der Mensch als 'Subjekt' und 'Macher' seiner Welt primär nicht mehr mit dem, was nicht anders werden kann, sondern primär mit dem, was anders werden kann poietisch bzw. technisch umgeht, indem er es umarbeitet d.h. anders macht, nützt er das Kontingente als Material zur 'Faktur' einer künstlichen Welt der Artefakte. [...] Wo – andererseits – die Zentralstellung des 'Subjekts' fällt und der Mensch nicht mehr nur als handelndes Wesen, sondern auch und vor allem als 'homo patiens' begriffen wird, dem etwas – als 'Faktizität' – zustößt und 'widerfährt', das er verarbeiten muß ('Kontingenzbewältigung'), wird der Kontingenzbegriff aktuell.“ Alles in der Welt als „zufällige Hervorbringung der Natur“ oder alternativ als 'kontingent' zu bezeichnen, gehört zum Vokabular einer in der Postmoderne-Diskussion situierten Kontingenzdebatte, die das 'Kontingenzbewußtsein' zu ihrem primären Interesse macht. Ob rückgeführt auf den 'Tod Gottes' im 17.,<sup>1</sup> auf den 'Verlust metatextueller Klammerfunktionen'<sup>2</sup> im 19. oder auf das 'Ende der großen Erzählungen',<sup>3</sup> im 20. Jahrhundert: Prämissen zahlreicher postmoderner Untersuchungen ist es, daß die progressive menschliche Bewußtwerdung vom eigenen 'Geworfensein' in die Welt, von „Wirklichkeitszerfall“, enttäuschter „Totalitätserwartung“, radikaler „Möglichkeitsoffenheit“ und von der Existenz im „[o]ntologischen Nirgendwo“<sup>4</sup> in der Literatur gespiegelt werde, die gleichsam in einer „Artefaktwelt“<sup>5</sup> die Krise einholen solle. – <sup>1</sup>Graevenitz und Marquard. Vorwort. XI; <sup>2</sup>vgl. Rorty, Richard. *Contingency, irony, and solidarity*. 7. Aufl. Cambridge etc.: Cambridge U P 1991. Dt.: *Kontingenz, Ironie und Solidarität*. Üs. Christa Krüger. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1989; <sup>3</sup>vgl. Lyotard, Jean-François. *La condition postmoderne. Rapport sur le savoir*. Paris: Minuit, 1979. Dt.: *Das postmoderne Wissen. Ein Bericht*. Üs. Otto Pfersmann. Edition Passagen. Graz, Wien: Böhlau, 1986; <sup>4</sup>Makropoulos, Michael. *Moderne und Kontingenz*. 101, 110, 122, 136; <sup>5</sup>Frick, Werner. *Providenz und Kontingenz. Untersuchungen zur Schicksalssemantik im deutschen und europäischen Roman des 17. und 18. Jahrhunderts*. 2 Bde. Hermäa N.F. 55. Tübingen: Niemeyer, 1988. Bd. 1: 2.

Damit bin ich am Ende der Diskussion der Strukturbedingungen der kontingenten Poetik und bei den konkreten textuellen Kontingenzphänomenen angelangt. Alle von mir oben zur Definition von ‘kontingent’ verwandten Attribute – nicht-originär, nicht-autoritär, unvorhersehbar, zufällig, entstanden, geschaffen, endlich, erosiv, destruktiv, kreativ, zeitlich/historisch, ökonomisch, menschlich – lassen sich nun, wie ich bereits andeutete, in der je spezifischen Poiesis der einzelnen Beispiele meiner Materialbasis wörtlich, umschrieben oder in Bilder übersetzt wiederfinden. Explizit und implizit weisen die verschiedenen Texte die Angst vor dem destruktiv-bedrohlichen Mythos der Kontingenz aus wie auch den Nutzen, der sich aus dem kreativ-produktiven Kontingenzmythos für die Textherstellung ergibt. Letztlich sind alle nachstehend erörterten Texte Macher, Poetiker, Praktiker, die sich bestimmten Darstellungsaufgaben gegenüber sehen und diese auf der Grundlage der ihnen zur Verfügung stehenden Mittel umsetzen. Die miteinander konkurrierenden mythischen Vorstellungen äußern sich dabei in konkurrierenden Verfahren der Textherstellung, die oft bis zum Ende des Textes in einem ungelösten Spannungsverhältnis stehen, was oft zu unerwarteten und nicht immer gewollten Wendungen und Resultaten führt, deren Kompensation dann ihrerseits wieder neue poetische Kniffe und Tricks nach sich zieht. In meinen sehr textnahen Lektüren werde ich insbesondere versuchen, die Dynamik der verschiedenen Strebungen aufzudecken. Die Textauswahl ist geleitet vom Wunsch, für bestimmte typische Realisierungen der kontingenten Poetik in der frühen Neuzeit jeweils besonders markante Beispiele zu finden.

Gegenstand des ersten Kapitels sind, wie bereits erwähnt, die frühneuzeitlichen schwedischen Dichtungslehren. Im Mittelpunkt steht für mich hier die kontingente Poetik der *Manuductio ad Poesin svecanam* von Andreas Arvidi. Hier werde ich nachweisen, daß der Text gekennzeichnet ist durch sein starkes Interesse und seinen ebenso starken Einsatz von poetischen Aspekten der Dichtung (wie technische Fingerfertigkeit, Findigkeit, Flexibilität angesichts zufälliger Gelegenheiten u.a.) und durch sein Desinteresse an allgemeinen poetologischen Fragen (z.B. nach dem Wesen der Dichtung). Die diesbezüglich in Arvidis Text wichtigste Technik und das wichtigste Konzept, die *imitatio auctoris*, steht in direktem Zusammenhang mit dem Kontingenzbewußtsein des Textes. Dieses läßt sich vornehmlich an zwei Phänomenen ablesen: der häufigen Erwähnung von Zeit und Prozessen (in bezug auf den Schreibprozeß des Textes selbst und in bezug auf die Kürze und Länge, mit der einzelne Themen im Text verhandelt werden)<sup>37</sup> und der apologetischen Grundhaltung

<sup>37</sup> Im Zuge der postmodernen Kontingenzdebatte ist auch die Zeit vermehrt zum Gegenstand von ökonomischen, sozial-, kultur- und naturwissenschaftlichen Untersuchungen geworden, während sie des philosophischen Interesses – in diesem Jahrhundert beispielsweise verbunden mit den Namen Bergson, Heidegger und Derrida – immer versichert war. Einen hilfreichen Überblick über die kulturhistorische Entwicklung verschiedener Zeitvorstellungen bietet etwa Gerald

des Textes, der sich selbst als ein (kontingentes) Mangelwesen ausweist, weil dies und jenes an ihm fehle. Die beiden Aspekte hängen wiederum zusammen, da Arvidi diese Mängel darauf zurückführt, daß er als vielbeschäftiger Kirchendiener keine

---

Withrow.<sup>1</sup> Diese Studie bleibt jedoch ebenso auf das Thematische und Medienhistorische beschränkt wie die zahlreichen Untersuchungen, die inzwischen zu den materiellen Bedingungen der Zeitmessung entstanden sind.<sup>2</sup> Sind die Auswirkungen von konkreter Geschichte auf Literatur durch die Text-, Buch- und Medienwissenschaften gut untersucht, haben sich hingegen nur wenige Untersuchungen damit befaßt, Temporalität und Textualität zusammenzudenken. Neuere Forschungen sind entweder eindeutig philosophisch ausgerichtet,<sup>3</sup> an der Geschichte der Ästhetik interessiert<sup>4</sup> oder ermangeln einer prägnanten Fragestellung.<sup>5</sup> Eine der wenigen ergiebigen temporal-poietischen Konzeptionen legt Nicolaus Lohse vor, der Poiesis, Zeit und Kreationsbegriff miteinander in Einklang zu bringen versteht: „Von poetischer Zeit zu handeln, meint nicht dasselbe, wie von der ‘gewöhnlichen’, der uns vertrauten Zeit zu sprechen [...]. Präsentisches, Gegenwärtiges ist nicht in der gleichen Weise anwesend und Abwesendes nicht in der gleiche Weise abwesend, wie es unserem Bewußtsein geläufig und antrainiert ist. [...] Die Kennzeichnung ‘temporal’ kommt [den Verhältnissen im Text] deswegen zu, weil die sprachliche Gestaltung wesentlich im Vollzug erfolgt, heraustritt aus einem Zustand vorsprachlichen Seins, zuhält auf ein Ideal absoluter Gegenwart, dazwischen aber sich in der Zeit entfaltet. Solche Zeit wäre mithin eine Zwischenzeit, der Übergang zu einem Werk, das als immer noch ausstehendes zu denken und damit wesentlich zukünftiger Art wäre. Dem entspricht es durchaus, wenn die thematisierte Vergangenheit in eine mythische Dimension gerückt ist, in eine Art Vor-Zeit [...]. So gesehen fungiert dann der Prozeß des Schreibens selbst als Klammer, als Verbindungsglied zwischen Herkunft und Zukunft, die erkennbar nicht mehr als historisches Kontinuum zu nehmen sind, eher im existenziellen Sinn [...] als ‘Ekstasen der Zeit’. [...] [D]er poetische Schöpfungsakt ist einmalig und permanent zugleich und das poetische ‘Gebilde’ dessen Reflex.“ An anderer Stelle führt Lohse explizit den Begriff Poiesis zur Beschreibung des Prozesses der Textherstellung ein und macht auf die Möglichkeitsvielfalt aufmerksam, die sich durch die zeitliche Bedingtheit (in meinen Worten: die Kontingenz) von Texten ergibt: „Erst im poetischen Prozeß, im Prozeß der Poiesis selbst erweist sich, wohin die Geschichte unterwegs ist und daß ihr tieferes Geschehen weniger eine Frage des auktorialen Kalküls ist als vielmehr eine Frage der latenten Organisation des Stoffs.“<sup>6</sup> In Skandinavien liefert Hans Hagedorn Thomsen eine wichtige Fallstudie zum Verhältnis von Zeit und Textgenese in ausgewählter dänischer Prosa des 19. und 20. Jahrhunderts, in der er von der gegenseitigen Bedingtheit von Zeitbegriff und Entstehungs- resp. Überlieferungszusammenhang von Texten ausgeht.<sup>7</sup> Die immer noch maßgeblichen literaturtheoretischen Anstöße zum Problemkomplex liegen schließlich mit den Arbeiten Paul de Mans zum Verhältnis von Zeit und rhetorischer Trope vor.<sup>8</sup> – <sup>1</sup>Vgl. Withrow. *Time in history*; <sup>2</sup>vgl. z.B. Macey, Samuel L. *Clocks and the cosmos. Time in Western life and thought*. Hamden: Archon, 1980; Cipolla, Carlo M. *Gezählte Zeit. Wie die mechanische Uhr das Leben veränderte*. Berlin: Wagenbach, 1997; <sup>3</sup>vgl. Wood, David. *The deconstruction of time*. Atlantic Highlands, N. J.: Humanities Press International, 1989; <sup>4</sup>vgl. Warnock, Mary. *Imagination and time*. Oxford und Cambridge, USA: Blackwell, 1994; <sup>5</sup>vgl. Jacobs, Carol. *Telling time. Lévi-Strauss, Ford, Lessing, Benjamin, de Man, Wordsworth, Rilke*. Baltimore and London: The Johns Hopkins U P, 1993; <sup>6</sup>Lohse, Nicolaus. Dichterische Inspiration? Überlegungen zu einem alten Topos und zur Frage der Entstehung von Texten. *Die Genese literarischer Texte. Modelle und Analysen*. Hgg. Axel Gellhaus et al. Würzburg: Königshausen & Neumann, 1994. 287-309: 305, 302; <sup>7</sup>vgl. Thomsen, Hans Hagedorn. *Litterær tid. Øjeblik og gentagelse som æstetiske og eksistentielle strukturer*. Odense: Odense Universitetsforlag, 1990; <sup>8</sup>vgl. de Man, Paul. Die Rhetorik der Zeitlichkeit. Üs. Jürgen Blasius und Peter Grotzer. *Die Ideologie des Ästhetischen*. Von de Man. Hg. Christoph Menke. edition suhrkamp N.F. 682. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1993. 83-130. Engl.: The rhetoric of temporality. 1969. *Blindness and Insight. Essays in the rhetoric of contemporary criticism*. 2. überarb. Ausg. Hg. Wlad Godzich. Theory and history of literature 7. Minneapolis: University of Minnesota Press, 1995. 187-228.

Zeit zur vollständigen (originären) Darstellung seiner Materie gehabt habe. Dies ist eine sehr verbreitete frühneuzeitliche kontingenzpoetologische Selbstpositionierung, in der die Herstellung von Texten als ein primär (zeit)ökonomischer Vorgang gewertet wird, wie es deutlich auch aus der Klage des Sprachwissenschaftlers und Priesters Nils Tjällmann hervorgeht:

Menn hade jag förr vetat, dett jag nu vet; näppeligen hafer jag här om mig så högt besuärat, ja mäd stor tid spilla, nattvakande, ock omkostnad, uti mitt ringe vilkor ock tillstånd. [...] [A]lltsa måste ock jag mig här ödmiukligast ursäkta, både för *materia* ock *genere scriptureae*. Dett är: för min enfallige och hastige pänna, uti meningarnas band, huilke mine öferhopade ämbetes syslor förbudet ombryta till nättare *method*, styl ock högre prålande ordesätt.<sup>38</sup>

Auch im zweiten Kapitel, der Lektüre einer frühneuzeitlichen Weltchronik in schwedischer Übersetzung, Johannes Sleidanus *Commentarii de statu religionis et rei publicae Carlo V Cæsare*, offenbart sich der Wunsch eines Textes, das Ideal der Originarität zu erreichen. ‘Originär’ bedeutet für diese spezifische Poiesis die autoritative, erschöpfende, wahre Darstellung der gesamten Weltgeschichte. In dem Text findet sich die christliche kreationstheologische Kontingenzvorstellung explizit thematisiert, denn die Chronik versucht sich in der wahrheitsgemäßen Wiedergabe der Menschheits-, d.h. Schöpfungsgeschichte, und setzt sich zum Ziel, den Darstellungen der Bibel, die als originärer Text gedacht wird, etwas Gleichwertiges entgegenzusetzen. Den Zielsetzungen sind, wie schon bei Arvidi, zahlreiche v.a. darstellungsökonomische Techniken anhängig. Um die Weltgeschichte auf 300 Seiten abbilden zu können, verwendet der Text umfang- und deutungsmäßige Reduktions-, Synthese- und Selektionsleistungen. Die verschiedenen Vorgehensweisen des Textes aber liegen, wie ich zeigen möchte, im Konflikt und behindern sich gegenseitig, so daß die autoritative Darstellung der Weltgeschichte gefährdet wird. Durch die geschickte Zusammenführung der widerstreitenden Gegebenheiten des poetischen Prozesses im Verfahren der Chronologie jedoch gelingt es dem Text letztlich doch, in einer kontingenzen Form (Chronos = Zeit) sein Darstellungsideal – die Nachahmung der originären Darstellungsleistung des göttlichen, biblischen Textes – einzulösen.

<sup>38</sup> Tiällmann, Nils. *D. D. | Grammatica | Suecana, | Äller: | Enn Svensk | Språk= | Ock | Skrif=Konst.* Stockholm: Keiser, 1696. 5<sup>r</sup>-5<sup>v</sup>. ‘Doch hätte ich vorher gewußt, was ich jetzt weiß, kaum hätte ich mich so damit geplagt, mit großem Zeitverlust, Nachtwachen und Kosten trotz meiner geringen Mittel und Aussichten. [...] Und ich muß mich auch demütigst für sowohl den Gegenstand als auch die Art der Schrift entschuldigen. D.h.: für meine einfältige, hastige Feder im Satzgefüge, das meine überbordenden Amtsgeschäfte mir in schönere Methode, besseren Stil und höhere, glanzvollere Ausdrucksweise umzuändern verbieten.’

Die im dritten Kapitel analysierte anti-dänische Streitschrift von Johannes Messenius, *Sanfärdigt och Rättmägtigt Geenswar*, bildet in bezug auf seine Haltung zur Kontingenzfrage das genaue Gegenüber von Sleidanus' Chronik. Es handelt sich um eine Darstellung, die sich selbst und auch Texte ganz allgemein als durch und durch contingent betrachtet, sich des kreativen Kontingenzmythos affirmativ bedient und mit allen technischen Tricks und Kniffen der contingenten Poiesis arbeitet. Das vorliegende schwedische *Geenswar* zeigt selbst geradezu paradigmatisch, was ein geschichtlich-kontingenter Text sein kann: durch verschiedene transmissionsbedingte Gegebenheiten seiner achtzigjährigen Entstehungsgeschichte (darunter v.a. sprachliche, kulturelle und mediale Gestaltwechsel des Textes), über die der Text sorgfältig Rechenschaft ablegt, ist sein Ursprung multi-kausal, diachron und alles andere als der kreationstheologischen Originaritäts-Konzeption entsprechend autoritativ, singulär und außerzeitlich. Im polemischen Streit gegen die anti-schwedischen Geschichtsdarstellungen des Dänen Peder Lille tut das *Geenswar* nun nichts anderes, als die Zufälligkeiten, Mißverständnisse, Lücken, Fehlübersetzungen textueller Transmission als günstige Gelegenheiten für seine eigene Darstellung zu nutzen. Mit Hilfe von Quellenkritik, argumentativer Ausnutzung von Überlieferungsgegebenheiten und dem Spiel mit Signifikanten und Vokabularien arbeitet der Text so auf sein Ziel hin, eine pro-schwedische historische (kontingente) Wahrheit textuell herzustellen. Er wird, wie ich zu zeigen hoffe, letztlich aber doch vom destruktiven Aspekt des Kontingenzmythos eingeholt, der seine Autorität untergräbt.

Das Thema sprachlicher Kontingenz ist in frühneuzeitlichen Arbeiten zu sprachwissenschaftlichen besonders oft und unverbrämt zu finden. Immer wieder tauchen in den Darstellungen, v.a. im Zusammenhang mit sprachvergleichenden etymologischen Methoden, Aussagen zur menschlichen Ursprache (der 'Sprache des Paradieses') und zu Ursache, Bedeutung und Folgen der babylonischen Sprachverwirrung auf. Das sich nach christlicher Vorstellung aus dieser Verwirrung entwickelnde Phänomen Sprachgeschichte, die sich zum Beispiel in den frühmodernen Volkssprachen zeigt als deren Differenz zum Gelehrtenlatein, als Differenz auch der jeweiligen Sprache zu sich selbst (ablesbar an Dialekt-, Fremd-, Lehnwörtern und -formen, Anachronismen, Neologismen etc.) sowie die wachsenden Ansprüche an die Volkssprachen, die signifikationsmäßig und ästhetisch immer mehr leisten sollen, werfen das neue Problem der sprachlichen Normierung und Standardisierung auf. In der hier anhängigen Frage nach den autoritativen Standards, von denen präskriptive sprachpflegerische Normen, beispielsweise für die Orthographie, abgeleitet werden können, zeigt sich wiederum der Mythos des Originären, der im Glauben an eine vorbabylonische Natur- oder Ursprache Gestalt annimmt. Im vierten Kapitel untersuche ich ein markantes Beispiel der Gattung, Samuel Columbus' sprachpflegerisches Werk *En Swensk Orde-Skötsel*. In diesem Text drückt sich Kontingenzangst in xenophobisch gefärbten Analysen der schwedischen Gegen-

wartssprache aus, doch werden zugleich Kontingenzphänomene (z.B. dialektale Formen, ausspracheorientierte Orthographie) als sprachliche Standards vorgeschlagen und verschiedene contingente Darstellungsverfahren (z.B. essayistisch-extemporiertes Schreibverfahren) eingesetzt. Anhand des produktiven Spannungsverhältnisses der gegensätzlichen poetischen Kräfte des *Orde-Skötsel* möchte ich zeigen, wie der Mythos von der originären Sprache und der Mythos von der kontingenten Sprache gemeinsam an der versuchsweisen Herstellung einer frühneuzeitlichen schwedischen Standardsprache beteiligt sind.

Im fünften Kapitel steht ein weiterer sprachwissenschaftlicher Text, Jesper Swedbergs Grammatik *Schibboleth*, im Mittelpunkt. In keinem anderen Text meiner Materialbasis zeigt sich die Wirksamkeit einer als bedrohlich gewerteten Kontingenz so vielfältig wie hier: in der ständig geäußerten Furcht, die Sprache und mit ihr die Bedeutung könne in ‘Wirrnis’ geraten, im darstellungsökonomischen Vollständigkeitswahn, in einer fast traumatischen Verlustangst, welche sich im wiederkehrenden Bild der brennenden Bibliothek äußert, in der auffälligen Auseinandersetzung mit der Textgeschichte und insbesondere dem Anfang des *Schibboleth* selbst, in der Thematisierung der Autorität des göttlichen Autors, in der Wahl der ersten schwedischen Bibelübersetzung als einzige Quelle für Sprachbeispiele, in der vehementen Ablehnung aller sprachlichen Neuerungen, in der Bevorzugung der schriftlichen Form der Äußerung vor der mündlichen, in der Diskussion von mediengeschichtlichen Phänomenen etc.

Ziel von Swedbergs Darstellung ist ganz eindeutig die Stillstellung der Sprachgeschichte und die Installation einer neuen Ordnung, um dem drohenden sprachlichen Chaos vorzubeugen. Doch in der poetischen Umsetzung benutzt auch dieser Text immer wieder Gesten und Deutungen, die aus dem Repertoire der pragmatischen, kontingennten Poetik stammen. Am Ende wird das *Schibboleth* von seinen Ängsten eingeholt; und zwar so endgültig, daß in ihm, das schon auf der Schwelle zur Aufklärung steht, aber noch zurückblickt, der neuzeitliche Verlust des metaphysischen Signifikats – der ‘Tod Gottes’ – bereits vollzogen scheint.

\*

Ohne die folgenden Personen wäre dieses Buch nicht zustande gekommen. Ich danke deshalb herzlich:

Meinem Lehrer, Prof. Dr. Jürg Glauser, für den Anstoß zu diesem Thema und die langjährige und vielfältige Unterstützung, die ich von ihm erhalten habe.

Meinen Eltern, die mich zum Studium ermuntert und mir große Teile meiner Ausbildung ermöglicht haben.

Meinem Mann André Bucher.

Christoph Digel, der mich als Freund begleitet hat.

Meiner Freundin und Lektorin Sabine Schilling, die in einer entscheidenden Phase mit mir am Manuskript gearbeitet und mich vieles über mein Schreiben gelehrt hat.

Jürg Peter Hunziker für das Titelbild.

Frank Schleich für die Lateinübersetzung.

Herbert Wäckerlin für letzte Korrekturen und sorgfältigen Umbruch der Druckvorlage.

Dem Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung SNF und der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften SAGW für ihre Beiträge zum Druck dieses Buches.

*Trycket ock tiden biuda mig nu mycket utsluta, dock sluta.  
Far väl, må väl, ock döm väl gunstige Läsare.*<sup>39</sup>

Zürich, Juli 2003  
Barbara Sabel

---

<sup>39</sup> Tiällmann. *Grammatica suecana*. [8v]. ‘Der Druck und die Zeit gebieten mir, vieles auszuschließen, doch jetzt zu schließen. Gehab Dich wohl, lebe wohl, und urteile wohl, günstiger Leser.’

